

Gideon Lewis-Kraus

DIE IRGENDWIE RICHTIGE RICHTUNG

EINE PILGERREISE

Leseprobe



色不異空
空不異色
識無眼
眼無識
智亦無
亦無智
意亦無
亦無意
空



suhrkamp nova

Gideon Lewis-Kraus

**DIE IRGENDWIE
RICHTIGE
RICHTUNG**

EINE PILGERREISE

Aus dem amerikanischen Englisch
von Thomas Pletzinger

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
A Sense of Direction. Pilgrimage for the Restless and the Hopeful
bei Riverhead Books, a member of Penguin Group (USA) Inc., New York.

Umschlagillustration und Illustrationen im Innenteil:
Tim Dinter

Leseprobe
suhrkamp taschenbuch 4465
© Suhrkamp Verlag Berlin 2013
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-91547-9

BERLIN

Mein kleiner Bruder Micah ging noch zur Uni und verdiente trotzdem schon mehr Geld als ich. Er spielte semiprofessionell Poker und betrieb mit seinem Gewinn vom Kartentisch Daytrading. Mitten im Winter seines letzten Studienjahres bewarb er sich auf einen dicken Tech-Job, für den er hoffnungslos unterqualifiziert war. In den Bewerbungsgesprächen teilte man ihm das auch mehrmals mit, und er gab jedes Mal die gleiche Antwort: »Ich bin ein Techniker, der einen klaren und grammatikalisch korrekten Satz schreiben kann.« Sie machten ihm ein großzügiges Angebot.

Er würde nach San Francisco ziehen, die Stadt, die ich gerade verließ und in der ich, ehrlich gesagt, nie hatte bleiben wollen. Ich war direkt nach dem College wegen einer Beziehung dorthin gekommen und hatte mich drei untätige Jahre lang gefragt, warum ich dort und nicht irgendwo anders war – ganz egal wo, Hauptsache ein Ort, der sich nicht so angestrengt um seine Obst- und Gemüsevielfalt sorgte. Die lange Beziehung war vorbei – eigentlich hatte ich mich von ihr getrennt, allerdings erst, nachdem sie wegen eines Jobs nach Peru gegangen war –, und die Stadt war durchflutet von Erinnerungen an sie. Nicht einmal der Markt beim Ferry Building gefiel mir mehr, ich hatte mich sowieso nie für Märkte begeistern können, bis sie anfang, mich ständig dorthin zu schleppen. Ich war wütend, weil sie mich zum Marktliebhaber gemacht hatte – um mir Märkte dann gleich wieder zu verderben. Für eine Weile war ich mit einer anderen Frau zusammen – einer, die lieber Naturkundemuseen besuchte –, aber ich merkte recht bald, dass ich nur mit ihr zusammen war, weil ich es gewohnt war, in einer Beziehung zu leben. Eine Beziehung sagte mir, wann ich abends ins Bett gehen und morgens aufstehen sollte, es gab immer die Probleme eines anderen zu lösen. Ich war bereit

zum Aufbruch. Ich wollte an einem Ort sein, für den ich mich entschieden hatte und der nicht nur ein Abfallprodukt anderer Entscheidungen war.

»Lass uns zusammen etwas mieten«, sagte Micah.

»Aber ich ziehe weg aus San Francisco«, sagte ich.

»Wir könnten eine super Wohnung finden.«

»Ich bin hier frustriert, gelangweilt und rastlos. Als hätte ich die letzten Jahre auf Wochenmärkten und in Naturkundemuseen und bei Tartine verplempert.« Tartine war die Bäckerei, in der ich jeden Morgen unter den gleichgültigen Augen der welt-schönsten Baristas von neun bis zwölf las. Um meine Selbstachtung zu wahren und die Baristas nicht zu irritieren, las ich nachmittags in anderen Läden, entweder im Atlas oder im Dolores Park Café. Ich lebte für kleines Geld im Dienstmädchenzimmer einer mittelalten holländischen Edel-Putzkraft namens Jouke. Jouke lebte sechs Tage pro Woche bei seinem Freund Rex in Sacramento, weshalb ich ihn selten zu Gesicht bekam. Rex hatte eine Farrah-Fawcett-Frisur und sagte mir jedes Mal, wenn er zu Besuch war, dass ich diese Schriftstellersache sein lassen und mein Talent fürs Zehnfingersystem nutzen sollte, um Gerichtsschreiber zu werden – wie er. Joukes Wände hingen voller Erté-Drucke und fleckiger Kimonos. Auf dem Treppenabsatz beschnüffelten sich zwei Ponys aus Porzellan. Jeden Montag gab ich den beiden etwas Luft zum Atmen, und jeden Sonntag kam Jouke zurück und ließ die beiden weiter-schnüffeln.

Micah ignorierte meine Einwände. »Ökonomisch betrachtet bist du nicht lebensfähig. Du schreibst Buchbesprechungen und arbeitest stundenweise für eine Literaturzeitschrift, die noch nicht einmal Mom liest. Ich mache dir einen Vorschlag.«

»Ja?«

»Du suchst uns eine richtig gute Wohnung, wo immer du willst. Wir brauchen drei Schlafzimmer, damit Mom uns besuchen kann.«

»Und was ist mit Dad?«

»Soll das ein Witz sein?«

»Sollte ein Witz sein.« Unser Vater und sein Partner Brett kamen gerne an Halloween oder zur Gay Pride in die Stadt und wohnten dann in heruntergekommenen Pensionen im Castro. Wir verabredeten uns, aber meistens kam etwas dazwischen. Einmal rief ich meinen Vater an, um den Termin für ein gemeinsames Abendessen abzusprechen. Er lallte und redete zusammenhangloses Zeug, im Hintergrund dudelte ohrenbetäubend laut Abba. Brett nahm den Hörer und sagte mir, dass er auf dem Parkplatz des Castro Safeway auf mich warten würde, um mir die Schlüssel für mein Auto zurückzugeben. Als Brett mich kommen sah, ging hinter ihm gerade die Sonne über Twin Peaks unter. Er ließ seine Zigarette fallen und trat sie langsam und umständlich mit dem Stiefel aus. »Es tut mir leid«, sagte er und trampelte dabei immer noch auf dem Stummel herum. Ich wusste nicht, was ihm leidtat: dass er rauchte? Dass mein Vater so betrunken war? Dass sie sich liebten? Dass sie schon wieder alle Verabredungen abgesagt hatten?

»Egal«, fuhr Micah fort. »Ich bezahle drei Viertel der Miete ...«

»Und ich soll putzen und die Wäsche waschen, richtig?«

»Ja, wieso?«

»Seit du sechs warst und ich neun habe ich auf den Tag gewartet, an dem ich deine widerliche Wäsche waschen soll.«

»Das Angebot steht. Du entscheidest!« Micah legte auf.

Ich nahm das Angebot an. Micah rief mich jeden Nachmittag an, bevor er das Büro verließ, um mir zu sagen, dass er um halb sechs zuhause sein würde. Während er seine Büroklamotten gegen Laufsachen tauschte, berichtete er mir von seinem Tag, dass ein Idiot in China wieder irgendeine Lieferung verzögerte; und während ich meinen Pyjama gegen Laufsachen tauschte, brüllte ich ihn an, weil er schon wieder vergessen hatte, das Katzenklo zu leeren. Wir liefen hoch zum Golden Gate Park, kauften auf dem Rückweg Zitrusfrüchte der Saison und stritten uns eine Stunde lang ergebnislos darüber, wo wir zu Abend essen sollten. An den Wochenenden starteten wir ge-

trennt in den Abend, trafen uns aber meistens noch in der Taqueria Cancún, wenn die Bars schlossen. Ich mochte seine Freundinnen nicht, er meine auch nicht, aber das war eigentlich egal. So wichtig waren uns diese Beziehungen nicht – schließlich konnten wir lange Sonntagnachmittage auch miteinander totschiagen. Als ich mit einem Mädchen Schluss machte, mit dem ich es bis in die zweite Staffel von *The Wire* gebracht hatte, zwang ich Micah an einem Wochenende, sich sechzehn Folgen hintereinander anzusehen, damit wir auf dem gleichen Stand waren. Wenn wir eine Pause voneinander brauchten, spielte er Golf oder – was noch schlimmer war – sah sich Golf im Fernsehen an. Wirklich genervt war ich nur, wenn er mich bat, seine Wäsche aus der Reinigung zu holen, denn das bedeutete, dass ich tagsüber nichts Besseres zu tun hatte. Letztlich holte ich seine Klamotten aber immer ab, weil ich tagsüber meistens nichts Besseres zu tun hatte.

Ein Jahr verging, und ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals glücklicher gewesen zu sein, aber ich erinnerte mich auch nicht mehr, wann ich das letzte Mal etwas getan hatte, was sich spannend, hip oder neu angefühlt hatte. Ich buchte einen Flug nach Berlin, um eine alte Freundin zu besuchen, die dort seit sechs Jahren lebte und für ihre unrenovierte Altbauwohnung nur hundert Euro im Monat zahlte. Delia hatte einen riesigen Balkon und machte beruflich »nichts Bestimmtes«. Es war Hochsommer, eine Zeit, in der in Berlin nachts nur drei oder vier Stunden richtige Dunkelheit herrscht. Die Luft ist weich und klar und schwer vor Verlangen. Alles ist möglich. Am frühen Abend hingen wir am überwachsenen Ufer des Kanals herum, tranken billiges Bier im schweren Duft des wilden Grüns und sahen dem Verglimmen der Sonne zu. Jede Nacht gingen wir aus und blieben bis weit nach Morgengrauen, ein zweifelhaftes und ständig wechselndes internationales Ensemble, das durch Berlin radelte, make-up-verschmierte Menschen mit nicht identifizierbaren Akzenten, die im Rio, im WMF, in der Bar25, im Club der Visionäre und im Weekend

tanzen (letzteres war gerade erst von der *New York Times* in ihrem bisher detailliertesten Berlin-ist-die-Gegenwart-Geistesblitz gefeiert worden). Ich kann nie sagen, was wir tagsüber taten – wenn wir überhaupt etwas taten. Auch in San Francisco hätte ich nie sagen können, was ich tagsüber eigentlich tat, aber in San Francisco fühlte es sich grundsätzlich falsch an, wenn man tagsüber Zeit hat, die Wäsche seines kleinen Bruders abzuholen. In Berlin war so was normal – obwohl ich in den drei Jahren, in denen ich mit Unterbrechungen in Berlin lebte, wahrscheinlich kein einziges Mal in einer Reinigung war. Ich wollte nicht zurück nach San Francisco.

»Ich ziehe nächstes Jahr nach Berlin«, eröffnete ich Micah, als er mich vom Flughafen abholte.

»Ich wusste, dass du meine Wäsche irgendwann leid sein würdest.«

Seine Wäsche, so unattraktiv sie auch sein mochte, erklärte ich ihm, hätte herzlich wenig damit zu tun. Es gab zwei Gründe. Der erste war, dass jeder, den ich in Berlin traf, anscheinend die wirtschaftliche und gesellschaftliche Freiheit hatte, genau das zu tun, was er oder sie tun wollte. Es zählte nur, was jetzt, in diesem Augenblick, geschah. Niemand musste sich vor irgendjemand rechtfertigen. Berlin war anders als San Francisco oder New York, wo man immer zuerst gefragt wurde, womit man sein Geld verdient, wo man wohnt und wie viel Miete man zahlt. Der zweite Grund war, dass Berlin sich genau wegen dieser Freiheit wie das Zentrum von etwas Neuem und Wichtigem anfühlte – wahrscheinlich ein guter Ort für einen angehenden Schriftsteller. Das Gerede von einer neuen ›Lost Generation‹ war zwar ein fürchterliches Klischee, aber es war schwer, ihm zu widerstehen.

»Das ist doch Quatsch«, sagte Micah. »Einerseits willst du nach Berlin, um überhaupt nichts zu tun, und auf der anderen Seite willst du deine Karriere vorantreiben. Du bist ein Idiot.«

Ich bewarb mich um ein Fulbright-Stipendium, weil ich den Segen so einer Institution zumindest für nützlich hielt. Mein

Vorhaben – irgendein Aufsatz über junge deutsche Romanautoren der Gegenwart, über die ich nicht das Geringste wusste, und den ich nie zu schreiben gedachte – kam an. Genau das war es, was die Bewerbungskommission hören wollte, und ich bekam die Zusage. Ein Jahr später brachte mich Micah zum Flughafen, und wir standen da und weinten.

≈

TALLINN

Mein Freund Tom saß in Tallinn fest. Er hatte kein Visum für Estland und wusste, dass er nicht in diese kleine, entlegene Stadt zurückkehren konnte, wenn er sie einmal verlassen würde. Das viel dringlichere Problem war allerdings die russische Stripperin, mit der er flirtete, beziehungsweise ihr Freund, der angefangen hatte, vor Toms Haustür herumzulungern. Ich sollte Tom besuchen, weil er überzeugt war, dass der Typ sich nicht mit uns beiden anlegen würde.

Tom und ich kannten uns damals noch nicht allzu gut, im Vergleich zu später eigentlich gar nicht, aber das Ganze klang wie ein guter Vorwand für eine Reise. Anders als Tom konnte ich meine Wohnung in Berlin verlassen, wann immer ich wollte – ich hatte ein deutsches Journalistenvisum und keine gehörnten baltischen Schlägertypen vor der Tür –, tatsächlich war ich sowieso mehr unterwegs als zu Hause. Damals wusste ich oft nichts mit mir anzufangen, und am Leben in Berlin gefiel mir am besten, dass es so leichtfiel, die Stadt zu verlassen. Etliche meiner Freunde waren schon weitergezogen oder in ihr echtes Leben in New York zurückgekehrt, und auch ich fragte mich, ob es nicht langsam an der Zeit wäre, meine Sachen zu packen. Ich wusste allerdings nicht wohin, denn kein Ort schien mir so verlockend, wie Berlin es einmal gewesen war und eigentlich immer noch sein sollte. Ich hatte im lieblichen und provinziellen San Francisco gewohnt und war dann nach Berlin gezogen, weil ich das Gefühl hatte, sonst etwas Spannendes zu verpassen. Und jetzt war ich drauf und dran, das lebhafte und provisorische Berlin zu verlassen, weil ich befürchtete, etwas Ernsthaftes zu verpassen. Auf der anderen Seite legte ein Blick auf meine Erfahrungen und Geschichten der letzten Jahre nahe, dass ich es, wenn ich mich tatsächlich zu einem Umzug an einen Ort aufraffen würde, den ich für

»ernsthaft« hielt, sowieso wieder bereuen würde, all die neuen, interessanten Menschen anderswo zu verpassen. Ich hatte an New York gedacht – wo ich nie lange gelebt hatte, aber wo ich in meiner Vorstellung plötzlich für all die Gewohnheiten und Bindungen bereit sein würde, aus denen das wirkliche Leben besteht (Katze, Yoga, eine Beziehung). Vielleicht also nicht New York. Vielleicht Kiew. Kiew sei billig und cool, hatte ich gehört. Ich hatte mir oft vorgenommen, mir das mal anzusehen.

Tom und ich teilten die Hoffnung, dass es eine geographische Lösung für Probleme wie Unentschlossenheit gab, für Langeweile und den Verdacht, dass attraktivere Menschen an angesagteren Orten interessantere Dinge erlebten. Tatsächlich war das vor allem meine Sorge. In Toms Vorstellung erlebten fleißigere Menschen an besinnlicheren Orten uninteressantere Dinge. Tom war mit der Idee nach Tallinn gezogen, dass er dort zur Produktivität gedrängt werden würde, dass die Abgelegenheit und Exotik des Ortes ihn zwingen würden, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, die er vor lauter Videospielerei und weitaus zügelloseren Freizeitaktivitäten vernachlässigt hatte. Ich hingegen war gerade wegen der Zwanglosigkeit nach Berlin gekommen. Ich hatte die Hoffnung, dass mir die grenzenlosen Möglichkeiten der Stadt dabei helfen würden, herauszufinden, was ich wirklich wollte. Natürlich funktionierte beides nicht, und das lag nicht an der russischen Stripperin. Tom wurde klaustrophobisch und suchte verzweifelt nach Ablenkung, meine Abgelenktheit hingegen ließ mich von Disziplin träumen. Wir waren zwei Schiffe, die auf Wind warteten, um in der Nacht aneinander vorbeizusegeln.

Tom holte mich am winzigen Flughafen von Tallinn mit einem Taxi ab und brachte mich auf den neuesten Stand. »Ich habe mal in Saigon gelebt«, sagte er, »und nach einem Jahr musste ich da weg, weil mein Leben außer Kontrolle geriet. Dann war ich in Rom, und nach sechs Monaten musste ich weg, weil mein Leben ganz klar schon wieder außer Kontrolle

geriet. Dann bin ich nach Las Vegas gezogen, aber musste auch da *sehr schnell* wieder weg, weil mein Leben ohne jeden Zweifel einmal mehr außer Kontrolle geriet.«

»Du bist nach Vegas gezogen, weil du dein Leben in Rom nicht mehr im Griff hattest?«

»Ich bin also aus Vegas weg und dachte mir, okay, ich muss dieses schon längst überfällige Buch fertig schreiben, also ziehe ich in ein kleines abgelegenes Land mit unlernbarer Sprache und setze mich hin und schreibe von morgens bis abends. Bis das Buch fertig ist. Deshalb bin ich hier.«

Er sah aus dem Fenster auf die mittelalterlichen Giebel der Altstadt, wo er heutige New Yorker Mietpreise zahlte, um in einem aufwändig renovierten 14. Jahrhundert zu leben. »Und jetzt kann ich mit letzter Gewissheit sagen, dass mein Leben insgesamt außer Kontrolle gerät.«

Ich kannte Tom noch nicht lang genug, um mir anzumaßen, ihm Ratschläge zu geben. Außerdem war er ein erfolgreicher Autor, den ich bewunderte und dem ich nacheiferte. Er war nur sechs Jahre älter als ich, also keine Vaterfigur, aber alt genug, um ein Vorbild sein zu können, und ich zog es vor, ihn mir aufgeräumter vorzustellen, als er sich selbst gerne darstellte. Ich nahm an, dass sein Leben trotz der offensichtlichen Fehlplanungen einer größeren Logik folgte. Außerdem lebte er eine leicht verzerrte, aber immer noch gut erkennbare Version meiner eigenen Fantasie: VIP-Zutritt zu Clubs mit zukünftigen baltischen Diktatoren und nächtelanger Sittenverfall mit baltischer B-Prominenz. Ich beschloss, dass meine Gesellschaft und meine Verehrung das Beste waren, was ich für ihn tun konnte.

Woran ich mich nach dem folgenden viertägigen Rausch hauptsächlich erinnere: wie ich in meinem Bett aufwache, meine überraschenderweise ungelesenen E-Mails anstarre und mir klar wird, dass ich zurück in Berlin bin. Es gibt vage Erinnerungen daran, dass ich am Stadtrand von Tallinn in einem Taxi mit laufendem Motor vor einem Sowjet-Hochhaus sitze, vage Erinnerungen an einen Abend mit sibirischen Tänzern und

dem Mann, der einmal die nächste nationale Front Estlands führen soll, und daran, wie ich durch ein schwankendes Bullauge auf graues Wasser starre, während Tom seine Stirn an einem Resopaltisch kühlt. Ich sah auf meine Kamera und entdeckte ein paar verschwommene Bilder einer Stadt, die ich mittlerweile für Helsinki halte. Der einzige andere Anhaltspunkt war eine Seite in meinem kleinen Notizbuch. In vier Tagen war mir eine einzige Notiz geglückt: »Camino de Santiago – Zielstrebigkeit – 10. Juni.« Das Wort »Ziel« hatte ich unterstrichen.

Diese Camino-Geschichte kam mir irgendwie bekannt vor. Das Internet berichtete, dass im Jahre 813 die vermeintlichen Knochen Jakobus des Älteren in Santiago de Compostela im äußersten Nordosten Spaniens ausgegraben worden waren. Jakobus soll angeblich noch im entferntesten Galicien missioniert haben – Tom hält das für unwahrscheinlich –, ehe er im ersten Jahrhundert in Palästina den Märtyrertod starb. Man sagt, dass seine Überreste in einem Boot aus Stein an die Atlantikküste kamen, das vermeintliche Ende der Welt, wo sie dann bis zu ihrer Entdeckung achthundert Jahre später unter einer Einsiedelei vergraben lagen. Im nächsten Jahrhundert kamen erste Pilger, vermutlich auf den Pfaden eines heidnischen Toteskults (die Keltiberer spazierten ans Ende der Welt, um die Sonne allabendlich im Meer untergehen zu sehen). Um 1140 tauchte dann das Jakobsbuch auf, eine Mischung aus How-to-Buch und spirituellem Ratgeber, gewissermaßen der erste Reiseführer der Welt – auf der Route soll auch das Schnickschnack-Souvenir erfunden worden sein –, und seitdem war eine mehr oder weniger stetige Erlösungsparade unterwegs nach Santiago de Compostela. Seit zwanzig Jahren erfreut sich die Route zunehmender Beliebtheit bei einem weltlichen Publikum – nicht zuletzt dank eines bekloppten deutschen Fernsehkomikers. Sie ist ungefähr neunhundert Kilometer lang, je nachdem wo man beginnt und ob man bis ans Meer läuft, und die meisten Menschen brauchen etwa einen Monat dafür.

Das Buch, für das Tom nach Estland gezogen war, war die Geschichte seiner Reisen zu den entlegenen Grabstätten der Apostel, und als ich meine Recherchen über den Camino abgeschlossen hatte, der mich aus mir damals nur halb verständlichen Gründen sofort reizte, dämmerte in mir die entfernte Erinnerung daran, dass Tom von seinem Plan erzählt hatte, im nächsten Sommer von der französischen Seite der Pyrenäen aus durch Spanien zu spazieren. Nur mit meiner »10. Juni«-Notiz konnte ich nichts anfangen, also rief ich Tom via Skype an. Seit ich abgereist war, hatte er nicht geschlafen, aber er klang putzmunter und schien sich über meinen Anruf zu freuen.

»Du fehlst, Mann«, sagte er. »Ich bin wieder einsam, ich wünschte, du wärst noch hier.«

»Ich auch, mein Freund.« Ich zögerte. »Sag mal, Tom, was ist eigentlich am 10. Juni?«

»Das ist der Tag, an dem wir aufbrechen«, sagte er. »Das Datum passte uns beiden gut in den Terminplan.«

Ich hatte keinen nennenswerten Terminplan, also gab es da nichts zu diskutieren. Tom allerdings auch nicht. Der Gedanke, dass etwas in unser beider Terminpläne passte, war mir suspekt.

»Der Tag, an dem wir zu *was* aufbrechen, Tom?«

»Unsere Wanderung durch Spanien. Hast du die vergessen? Nachts durch sanfte Hügel schlendern, nur du und ich und der Weg vor uns? Hotelübernachtungen gehen auf mich? Deine flammende Rede, dass wir jeden Morgen mit dem simplen Vorsatz aufwachen, einfach nur draufloszulaufen? Du hast mit der Faust auf den Tisch gehämmert und durch die ganze Bar gebrüllt, dass du hundertprozentig dabei bist. Ein paar Esten haben sogar geklatscht, aber wahrscheinlich nur, weil sie wollten, dass du still bist. Wir haben ein paar Mädchen Postkarten aus Santiago versprochen.«

≈

CAMINO

Es ist kurz nach sechs am Morgen des zehnten Juni, etwa die Zeit, zu der das Sonnenlicht vor den Fenstern der Berliner Clubs zu unternehmungslustig wird, als dass man es ignorieren könnte, als Tom und ich dem ersten gelben Pfeil auf dem Weg ans Ende der Welt folgen. Alle drei bis fünf Meter hatte jemand mit Sprühfarbe gelbe Pfeile hingetuschelt. Manchmal zeigen sie Richtungswechsel an, aber meistens erinnern sie dich nur daran, weiterzugehen. Es gibt deutlich mehr Pfeile, als wir Pilger tatsächlich brauchen. Sofort fangen wir an, uns die versteckten und verblassten Pfeile zu zeigen, und machen uns Sorgen, wenn wir eine Weile keinen Pfeil sehen.

Weil es die Pfeile gibt, braucht man keine Karte und kein Gespür für das Gelände. Sie sind keine Wegbeschreibung, sie sind der Weg. Sie befreien dich von so ziemlich allen Notwendigkeiten. Du kannst einfach loslaufen. Du lässt dich einfach von den Pfeilen leiten, und schon beim dritten oder vierten fühlt es sich großartig an, keinerlei Entscheidung treffen zu müssen, wohin du gehst und wann du ankommst und was du wirst, wenn du da bist. Das manische Berlin voller Kippen und Kunst fühlt sich unfassbar weit weg an. Santiago allerdings auch.

Dicker Nebel verhängt unsere Sicht auf die bedrohlich näher rückenden Berge. Die nächsten achthundert Kilometer werden wir mit den anderen Pilgern ritualhaft die Leiden des ersten Tages bereuen, sieben oder neun oder elf Stunden immer nur bergauf. »Aber so schwer es auch war«, werden sie sagen und lächeln, »am Ende hat es sich für diese Aussicht doch gelohnt!« Unsere Aussicht ist ein frostig-fluffig-samtiges 360°-Nebel-Panorama. John Brierleys Reiseführer *A Pilgrim's Guide to the Camino de Santiago: A Practical and Mystical Manual for the Modern Day Pilgrim*, zu dem wir bald ein kompliziertes und feindseliges

Verhältnis entwickeln werden, warnt davor, den Bergpfad des ersten Tages bei schlechtem Wetter zu versuchen. Aber wir zucken mit den Schultern und packen unsere Rucksäcke und stürmen los in den frostigen Dunst. Wir sehen uns nicht als die Sorte Pilger, die sich über das bisschen Wetter den Kopf zerbricht.

Als wir loslaufen, sehen wir uns auch nicht als die Sorte Pilger, die von anderen Pilgern regelmäßig überholt wird, aber das ist ein Selbstbild, das wir schnell korrigieren müssen. Im Sechs-Uhr-Morgennebel erkennen wir fast niemanden sonst, aber in den ersten ein, zwei Stunden tauchen andere Pilger hinter uns auf und schlendern beharrlich und mühelos an uns vorbei. Mit einem heiteren »Buen Camino« eilen sie herdenweise weiter. Norweger, Finnen, Spanier, Deutsche, Senioren ziehen an uns vorbei – alle vereint in träger Zuversicht.

Mittags machen wir eine ausführliche Pause und starren in den Nebel, den die Pyrenäen in aller Stille wie eine kalte, flockige Kapuze tragen. Ich sehe den vorüberziehenden Pilgern etwas wehmütig nach, Pilgern, die bis mittags geschlafen haben, Pilgern mit Prothesen, Pilgern mit schlimmen Katern. Tom kneift die Augen zusammen. »Das ist kein Rennen«, sagt er.

»Ich habe mal eine Folge der Fernsehserie *Man vs. Beast* gesehen«, sage ich zu Tom, als wir weiterlaufen. »Ein Mann und eine Giraffe treten im Sprint gegeneinander an. Der erste Kommentator merkt an, dass die beste Strategie für den Mann sei, einfach loszurennen, und zwar so schnell wie möglich. Der zweite Kommentator antwortet, dass für die Giraffe die beste Strategie sei, erstmal zu begreifen, dass es sich um ein Rennen handelt. Das ist die Parabel der Giraffe.«

»Ich kann nicht behaupten, dass mir gefällt, worauf du hinaus willst«, sagt Tom.

»Ich meine es ja nicht ernst, zumindest nicht todernst. Aber es ist beruhigend, diese Sache hier als Wettbewerb zu denken, verstehst du? Ich finde, das gibt uns zumindest einen Grund, quer durch Spanien zu laufen.«

Praktizierende Katholiken, denen wir übrigens fast nie über den Weg laufen werden, erwartet in Santiago Ablass als Belohnung, der vollständige Erlass ihrer bisher angesammelten Fegefeuerschulden. Wir anderen sind vorsichtig mit unseren Erwartungen. Aber jeder Pilger, dem wir in den nächsten neununddreißig Tagen begegnen, spricht von einem Gefühl von Umbruch oder Krise, wenn auch nur vage oder verhalten.

Ein irischer Rentner überholt uns langsam genug, dass Tom ein Gespräch anfangen kann. »Nun, warum laufen Sie durch Spanien?«, fragt Tom.

Der Mann wird langsamer und bleibt kurz stehen. »Warum läuft überhaupt jemand durch Spanien?« Er wird wieder schneller, und bald ist er verschwunden. Mir ist noch nicht klar, was ich von dieser Frage halten soll. Ist sie aufdringlich? Wollen diese Leute einfach in Ruhe gelassen werden? Wissen sie, dass wir sie nur nach ihren Gründen fragen, weil wir unsere eigenen Gründe herausfinden wollen?

Tom seinerseits hat konkrete Gründe und konkrete Erwartungen. Seit ich ihn das letzte Mal gesehen habe, auf unserer baltischen Safttour, hat er ein komplettes Buch über Computerspiele geschrieben, hat die Frau gefunden, mit der er ziemlich sicher den Rest seines Lebens verbringen will, und hat eine Festanstellung an einer amerikanischen Uni angenommen. Zum ersten Mal will er sesshaft werden, und diese Wanderung will er nutzen, um den letzten Rest Rastlosigkeit in ihm zu verbrennen. Tom wandert in Richtung einer Ruhe, die man für ein solides, auf dem Fundament einer Liebesbeziehung stehendes Leben braucht.

Von allen möglichen Arten, sein Leben zu führen, seine Tage und Bedürfnisse zu organisieren – beruflicher Ehrgeiz, sozialer Status, religiöse Rituale usw. –, ist die Aussicht auf eine Liebesbeziehung für mich extrem anziehend und abstoßend zugleich. Edmund Whites beiderseitige »Schutzgeldforderung«. In *My Lives*, der Autobiographie, die Phillips bespricht, schreibt White: »Ich saß im Bus, sah den Mann auf der anderen Seite des Gangs

an und fragte mich, ob ich mit ihm für den Rest meines Lebens glücklich sein könnte. Ich stellte mir vor, wie wir heiraten würden – die Vorstellung wahrer Liebe erregte mich.« Mir geht es oft ähnlich, weshalb ich wahrscheinlich wütend wurde, wenn ich es bei anderen bemerkte. Ich beneide Tom deshalb.

Aber in dieser Hinsicht gibt es nichts, auf das ich mich freuen oder vorbereiten müsste, zumindest nicht im Moment. Im Moment habe ich finstere Gründe, hier zu sein – ich glaube, es geht eher um meine Flucht vor der Freiheit als um die Suche nach Ruhe –, also kann ich das Ausweichen des alten Iren verstehen. Und sofort wird mir klar, dass hier holzschnittartige Erklärungen ausreichen – genau wie in Berlin. Niemals wissen wir wirklich, was die anderen wollen – wir wissen ja nur seltenst, was wir selbst wollen –, aber auf dem Camino ist es von Anfang an klar, dass das okay ist. Man vertraut darauf, dass die Leute, die einem über den Weg laufen, irgendeinen Grund haben werden, auch wenn er ihnen selbst nicht klar ist. Genauso wie man darauf vertraut, dass man selbst auch irgendein dringliches Motiv haben wird. »Es klang super« ist eine gute Erklärung, so gut wie jede andere.

Trotzdem ist es eine absurde Unternehmung, und Tom und ich suchen Trost in unserer offensichtlichsten Aufgabe als Schriftsteller: Dokumentation. Tom betrachtet den schlammigen Pfad und sagt, er würde die Schafsköttel als »schwarze Skarabäen aus Scheiße« beschreiben. Selbstzufrieden bleibt er stehen, um sich das in sein kleines schwarzes Notizbuch zu schreiben. Es ist schon später Morgen, und ich habe noch nichts notiert, also bleibe auch ich stehen, um aufzuschreiben, dass Tom selbstzufrieden ist. Plötzlich habe ich Angst, dass er mehr bemerkt als ich, dass er außergewöhnlichere und interessantere Dinge an der Landschaft und in den Gesprächen bemerkt. Um gleichzuziehen, kritzele ich also ein paar saftige Beschreibungen des Nebels und des schmalen Dreckpfads hin. Bereits jetzt spitzt sich unser Ehrgeiz zu, er passt sich dem einfachen Leben an.

Ich sehe Tom an. »Moment, ist der Sinn einer solchen Reise nicht gerade der, dass man solchen Befangenheiten entfliehen kann? Verurteilen wir uns nicht von Anfang an zum Scheitern, wenn wir uns ständig fragen, warum wir das hier tun und ständig die Poesie jedes Stückchens Paarhuferscheiße aufzeichnen?«

»Ich muss sagen«, sagt Tom, »dass ich mir gerade weniger Gedanken um Befangenheiten mache als um die drei Blasen, die ich jetzt schon habe, und darüber, wann wir oben auf diesem Berg ankommen und wie ich das noch einen ganzen Monat lang weitermachen soll.«

Wir klettern etwas hinauf, das man sicher als nackte Felswand erkennen würde, wenn man weiter als zwei Meter gucken könnte. Der bleiche Nebel hängt um die Hüften verschwommen sichtbarer Schafe. Wir schlendern irgendwie an irgendwas oder irgendwem vorbei und gedenken dem glorreichen Sieg und Tod von irgendwas oder irgendwem. Tom bekommt Blase Nummer vier, und ich trage für eine Weile seinen schweren Rucksack. Er behauptet, dass ich das nur tue, um mich später als Held darstellen zu können. Die Überschreitung des Passes dauert neun Stunden, laut der hilfreichen und beleidigenden Beschilderung hätte sie fünf dauern sollen. Endlich sind wir über den Wolken und können die gleichmäßigen grünen Hügel der baskischen Landschaft unter uns sehen. Wir machen ein kurzes Nickerchen in der Sonne, ehe wir den steilen und schattigen Abstieg in Richtung *Albergue* beginnen, zur Pilgerherberge.

Auf dieser letzten Etappe überholt uns niemand; anscheinend ist niemand mehr auf der Strecke, der dazu in der Lage wäre. Die *Albergue* in Roncesvalles ist eine umgebaute Kapelle, ein hoher und strenger Raum aus kaltem grauem Stein mit ein paar hundert, in einem Raster angeordneten Etagenbetten. In der Luft liegt ein sanfter Gesang und eine frömmelnde, aber nicht unwillkommene Stimmung der Einkehr. Wir melden uns bei einem der freiwilligen Aufseher an, einem *Hospitalero*. Nor-

malerweise sind sie selbst ehemalige Pilger oder Menschen, die den Marsch aus verschiedensten Gründen nicht machen können. Sie kommen aus aller Welt, um hier zwei Wochen lang freiwillig zu arbeiten. In dieser *Albergue* zahlt man fünf Euro Gebühr, obwohl Brierleys Handbuch erwähnt, dass die meisten, vor allem die von den örtlichen Gemeinden betriebenen Unterkünfte, auf Spendenbasis funktionieren. Jemand hat eine Inschrift aus dem dreizehnten Jahrhundert vervielfältigt, ein Gedicht:

*Die Tür steht offen für alle, krank oder gesund,
Nicht nur für Katholiken, auch gleichsam Heiden,
Juden, Ketzer, Müßiggänger, eitle Menschen.
Und gleichsam, wie ich nicht vergessen soll, den Guten und den
Welthaften.*

Wir beide – der eine Ketzer, der andere Jude, und beide eitle Müßiggänger – gehen rüber in die Dorfkneipe, wo die Guten und Welthaften sitzen, die uns tagsüber überholt haben. Sie sitzen hier seit Stunden, vielleicht sogar seit Tagen. Der kleine koboldhafte Ire sieht von seinem Bier hoch und fragt, wo wir so lange geblieben sind.

»Ich sitze hier schon lange genug, um betrunken zu werden«, sagt er, und sofort können wir ihn nicht mehr leiden.

»Wenn ich diesen Typen jemals wiedersehe«, sagt Tom, »dann nenne ich ihn Lucky Charms, wie dieses Frühstücksflo-ckenmaskottchen.«

Um sechs werden wir vom Geräusch angeknipster Strahler und gedämpftem Geraschel geweckt. Die Pilger klettern aus ihren Kojen und rascheln leise und konzentriert mit ihren Schlafsäcken, Handtüchern, Stirnbändern. Wir haben es nicht besonders eilig. Wir haben tief geschlafen und seltsam geträumt, ab und zu unterbrochen von einem schlimmen Schnarchen. Später wird uns ein deutsches Paar erzählen, dass sie

überhaupt nicht geschlafen haben. »Es war die Hölle«, sagte die Frau. Das ist der erste und so ziemlich der letzte religiöse Kommentar, den wir auf dem Camino hören werden.

Als wir aus dem Bett kriechen, gehen die ersten Pilger schon auf die Strecke. Wir putzen uns die Zähne, und Tom checkt Facebook. Er aktualisiert seinen Status mit einer kryptischen Botschaft, die nur an seine Freundin gerichtet zu sein scheint, vielleicht will er aber auch einfach der weiten Welt mitteilen, dass er zu den Menschen gehört, die kryptische Botschaften für andere hinterlassen. Ein paar Pilger haben sich vor der *Albergue* versammelt; sie tauschen in elf Sprachen Nettigkeiten aus, ein internationales Kolloquium zur Stilistik von Tom-und-Gideon-Überholmanövern. Auf einem Schild steht »Santiago de Compostela: 790 km.« Am ersten Tag haben wir insgesamt 25 Kilometer gemacht, was ungefähr der Durchschnitt ist, wenn man in einem Monat das Ziel erreichen will. Wir lesen im Brierley die Kilometer-Empfehlung für die heutige Etappe nach.

Es hat nur ein paar Stunden gebraucht, bis wir John Brierley und sein idiotisches geheimnisvolles Handbuch hassen. Es gibt Karten und praktische Informationen für jede Etappe – obwohl die meisten anderen Reiseführer einunddreißig vorschlagen, hat Brierley die Strecke in dreiunddreißig Abschnitte geteilt, einen für jedes Lebensjahr Jesu –, aber es ist auch ein täglicher Ratgeber voller süffisant-selbstgerechter Betrachtungen der spirituellen Erneuerung, die der Marsch bewirken soll. Die meisten dieser anekdotischen Lehrstunden beginnen damit, dass John Brierley auf der Strecke oder in einer *Albergue* wütend auf jemanden wird, nur um dann später reuevoll zu begreifen, dass er allen Lebewesen unendliche Liebe entgegenbringen sollte. Ständig vergießt er wegen seiner Prahlerei Tränen. Und ständig prahlt er mit seinen Tränen. Eines Tages kommen ihm die Tränen, als er rumsitzt und einen Storch zeichnet. Einmal weigert er sich, in einem Schafstall mit Lehm-boden zu übernachten, und findet dann heraus, dass die Al-

bergue voll ist, weshalb er weitere sieben Kilometer gehen muss und vor lauter Tränen die Pfeile nicht sieht. Oder er trifft den Teufel, der ihn natürlich zum Weinen bringt.

»Ich frage mich, wie er bei der ganzen Heulerei überhaupt noch zum Laufen gekommen ist«, sagt Tom.

Der Pfad führt durch die kahlen Ausläufer der Pyrenäen zur Rechten und irgendwelche Weidegründen zur Linken. Hin und wieder Dörfer mit massiven, gekalkten Häusern und ordentlichem Stuck. Blau-gelbe Wegmarkierungen aus Muschelschalen an den Wänden und auf Betonpollern. Wir folgen den allgegenwärtigen gelben Pfeilen einen felsigen Berghang hinunter, durch stattliche Nadelbäume. Das Sonnenlicht spritzt kühl und chaotisch auf den Pfad, und Tom hält an und zückt sein Notizbuch. Ich mache bedeutungsvolle Feder-auf-Pergament-Gesten und sage in spöttischem Falsett: »Schräges Nachmittagslicht durch hohe Kiefern tupft unseren steinigen Weg.«

»Arschloch«, sagt Tom.

Wir gehen an einem Holzzaun entlang langsam bergauf, und ich fasele davon, wie flach mir das Berliner Leben aus der Entfernung vorkommt. »Das hier ist großartig«, sage ich. »Ich will den Camino nochmal laufen.«

»Gideon«, sagt Tom, »der zweite Tag ist gerade zwei Stunden alt.«

Ein paar Kilometer weiter halten wir an und setzen uns in eine morsche Scheune über einem Fluss. Tom zieht seine Stiefel aus. Seine rechte Ferse ist hinüber; stattdessen ist da ein breiter, schartiger roter Riss, mehr Blase als Fuß. Oder anders: tatsächlich sieht es so aus, als hätte er die Blasenphase ausgelassen und befände sich bereits im Zustand fortschreitender Verwesung. Tom hat gedacht, dass ein paar Einkaufsbummel in einer Mall in Washington reichen würden, um die neuen Stiefel einzulaufen.

»Jeder Tag«, sagt er, »führt auf immer neuen Wegen zu außergewöhnlichem Schmerz.«

»Tom«, sage ich, »der zweite Tag ist erst fünf Stunden alt.«

Die wichtigste Höflichkeitsfloskel auf dem Jakobsweg ist die Redewendung *Buen Camino*. Sie ist zugleich Begrüßungs- und Abschiedsformel, aber ihre wichtigste Funktion ist die Abgrenzung. Du läufst vor dich hin und siehst einen anderen Pilger; vielleicht macht er gerade kurz Pause – oder wir machen gerade Pause, was wahrscheinlicher ist –, und sofort ist sie da, die Verlockung oder Drohung der sozialen Interaktion. Schließlich ist man unterwegs in dieselbe Richtung. *Buen Camino* ist der allgemein akzeptierte Unterhaltungskiller. Manchmal sagst du Hallo und bekommst sofort ein *Buen Camino*. Oder man unterhält sich zehn Minuten darüber, wo man herkommt und wo man losgelaufen ist – wir sind in St. Jean-Pied-de-Port auf die Strecke gegangen, was mehr oder weniger als »die ganze Strecke« gilt, aber manche fangen auch in Paris oder Arles oder St. Petersburg an, und einige verachtenswert träge und falsche Menschen steigen erst in Burgos oder León oder Ponferrada ein – und dann zack: *Buen Camino*. Oder man läuft für ein paar Stunden gemeinsam weiter, manchmal sogar tagelang. Manche Leute heiraten sogar. Aber man kann sich jederzeit per *Buen Camino* aus sämtlichen Situationen verabschieden. Das verleiht den Unterhaltungen eine schöne, gefährliche Spannung und schafft eine direkte und angstfreie Atmosphäre. Die Kehrseite ist natürlich, dass man, wenn man nicht direkt *buon-caminosi*ert wird, so offen und insistierend sein kann, wie man will. Nach zwei, drei Sätzen ist der Smalltalk auf dem Jakobsweg vorbei, und dann redet man über Scheidungen oder Entlassungen oder man geht eben alleine weiter. Wahrscheinlich eine weitere Version des Schiffbruchs oder der ersten hektischen Stunden der Apokalypse.

Wir kriegen ziemlich oft das *Buen Camino*. Zuerst von Fabrizio, einem forsch-fröhlichen, gesunden Italiener, der schon seit vier Wochen wandert. Er hat in Le Puy begonnen, einem mittelalterlichen Zentrum in Mittelfrankreich. Er sei etwas einsam, sagt er – auf den langen französischen Strecken gibt es deutlich weniger Pilger –, aber seit er St. Jean hinter sich gelassen

hat, freue er sich über all die Leute, mit denen er reden könne. Ich kann mir nicht vorstellen, diese Sache allein durchzuziehen, und bin froh, dass ich mit Tom unterwegs bin, der lustig und angenehm und großzügig ist, allerdings auch etwas langsam.

»Nun, warum gehst du den Jakobsweg?«, fragt Tom Fabrizio.

»Ich habe das letztes Jahr auch schon gemacht und glaube, dass es den Kopf aufräumt und das Blut säubert.« Er macht eine Fensterputzergeste und will damit wohl so etwas wie Amateurdialyse andeuten. »Nächstes Jahr mache ich mich wohl wieder auf den Weg, aber dann wahrscheinlich den Camino del Norte.« Es gibt drei Haupttrouten: den Camino Francés, die klassische und beliebteste Route, auf der wir gerade laufen; den Camino del Norte, der rauer ist und entlang der kantabrischen Küste nach Norden führt (die Route, die auch ich als Nächstes laufen will); und den Camino de la Plata, der von Sevilla aus mehr als tausend Kilometer nach Norden führt und in den Sommermonaten offensichtlich so heiß ist, dass man ihn nicht begehen kann. »Im Sommer ziehe ich nach Bologna und studiere Philosophie.«

Tom lacht los, entschuldigt sich dann für sein Lachen. Tom hat eine eher düstere Sicht auf italienische Ambitionen.

»Buen Camino«, sagt Fabrizio und beschleunigt.

An unserem zweiten Tag sitzen wir in einem baskischen Dorf vor einem Café in der Sonne und machen uns über etwas lustig, das aussieht wie die baskische Nationalschrift, die sich hauptsächlich durch ein gekröntes »A« auszeichnet. Tom betrachtet es aus allen Richtungen und sagt: »Sieht aus wie diese gartenfackelartige Brady-Bunch-in-Hawaii-Abspann-Schrift.« Am Nebentisch fängt ein Typ an zu lachen, und wir sind geschmeichelt, dass er uns lustiger findet als die anderen Gäste. Als wir aufstehen und weiterlaufen wollen, nimmt er sich unser an.

Er heißt Ben, ist dreiundzwanzig Jahre alt und kommt aus Belgien. Er sagt, dass er per Anhalter aus der Nähe von

Gent aufgebrochen ist. Er hat zwei Tage bis nach St. Jean gebraucht.

»In Amerika ist Trampen unüblich«, sagt Tom. »Und gefährlich.«

»Genau«, sage ich. »Wenn man in Amerika per Anhalter fährt, wird man entweder ermordet, oder man muss am Ende den Fahrer umbringen.«

»Es ist ein harter Konkurrenzkampf«, sagt Tom.

Ben sieht uns sehr mitleidig und herablassend an. Tom wechselt das Thema, indem er sich erkundigt, warum Ben den Jakobsweg geht.

»Meine Mutter ist ihn gegangen, mein Bruder ist ihn gegangen, mein Onkel auch, und man trifft Leute aus ganz Europa, und es ist billig. Ich glaube, ich kann den ganzen Jakobsweg für weniger als fünfhundert Euro laufen. Ein ganzer Reisemonat!« Wir laufen durch eine randalierende Herde junger Schafe und werfen einem alten Bock ein paar unreife Feigen über den Zaun. Wir sitzen auf einem Baumstamm im Schatten, und Ben teilt seine Croissants und sein Nutella mit uns. Nach zehn Minuten will Ben weiter, aber Tom will seine verrottenden Füße noch etwas schonen.

»Es gibt zwei Strategien für den Jakobsweg«, sage ich zu Ben. »Die erste ist, schnell zu gehen und viele kleine Pausen zu machen oder ein paar große. Die zweite Strategie ist, langsam zu laufen, aber nur wenige und kurze Pausen zu machen. *Unsere* Strategie ist allerdings, langsam zu gehen *und* oft und lange zu pausieren.«

»Buen Camino«, sagt Ben.

Der Brierley rät heute zu weiteren acht Kilometern, aber es ist sehr heiß, und Tom hat genug. Tom sagt, dass er die *Albergue* gegen ein kleines Hotel tauschen möchte. Er liegt bäuchlings auf dem Hotelbett, und ich berichte ihm, was in der Welt der baskischen Reality-Shows passiert.

Wie ich um die Welt pilgerte und meine eigene Familie fand

»Gideon Lewis-Kraus hat ein sehr ehrliches, sehr kluges, sehr bewegendes Buch darüber geschrieben, jung und ohne Wurzeln und neben der Spur zu sein. Mit viel Einfühlung und Leidenschaft widmet er sich der Frage: Warum in der ganzen Welt herumsuchen, um das Rätsel in der eigenen Brust zu lösen.«

Dave Eggers

»Einer der besten und brilliantesten jungen Schriftsteller in Amerika.«

GQ



Wenn David Foster Wallace *Eat, Pray, Love* geschrieben hätte, wäre vielleicht etwas Ähnliches wie die Abenteuer von Gideon Lewis-Kraus dabei herausgekommen. *A Sense of Direction* (dt. *Die irgendwie richtige Richtung*) ist der brillant abschweifende und komisch ernsthafte Bericht über die Wanderungen eines Mit-Neurotikers und seine harterkämpften Lektionen in Sachen Glück, Vergebung und internationaler Pilgermode.

Gary Shteyngart